

Der Sanya.

Von E. Hillmer.

Auf die oft und dringlich wiederholte Bitte des A.S.-Verbandes, mal etwas von sich hören zu lassen, liegt es nahe, daß man zunächst von der Gegend und ihren Merkmalen, in der man ansässig geworden ist, etwas anschaulich zu berichten sucht. Verfolgt man den Weg, den man ging, um zum Gipfelpunkt unserer ideellen Wünsche auf kolonialer Basis zu gelangen, der ersehnten und endlich erreichten „Selbständigkeit“ auf eigener Scholle, so ist er für den einzelnen Kulturpionier jedesmal anders und jedesmal mit unendlich viel Enttäuschungen, Mühen und Aerger verbunden. Das mag wohl das sein, was jeder Landeigentümer hier in Ostafrika in gleicher Weise erlebt, die angenehmen und unangenehmen, oft wahrhaft „dunklen“ Ueber- raschungen des „Dunklen Erdteils“.

Als ich vor genau sieben Jahren in Ost-Afrika einwanderte, begann ich meine Lehrzeit als Volontär auf einer Kaffeepflanzung, hatte das Glück, bald als Abteilungsleiter in einem der größten Sisalbetriebe beschäftigt zu werden, um diesen Posten mit dem totalen Zusammenbruch dieses Unternehmens im Jahre 1931 zu verlassen. Dieser Zusammenbruch stand im Zeichen der damals einsetzenden Preisstürze unserer Hauptprodukte des Landes, wie Sisal und Kaffee. Diese waren der Anlaß, daß es mit der Wirtschaft hier rapide bergab ging, bis sich die einzelnen Unternehmen endlich auf den Boden der Tatsachen gestellt und eine sparsamere Arbeitsweise, den niedrigen Preisen entsprechend, eingeführt hatten. Diese schleunige Umstellung kommt heute den großen Sisal- pflanzungen, die eine Aufwertung von 23 £ die Tonne erfahren haben, bestimmt zugute. In dieser inneren Wirtschaftskrise war es schwer, eine neue Anstellung zu finden, und gleich mir sausten hier im Lande ungezählte junge Leute umher, die ihren Posten aus ähnlichen Gründen verloren hatten, nun nichts finden konnten und die überaus weitherzige afrikanische Gastfreundschaft bean- spruchen mußten. Damals ging ich schon stark mit dem Ge- danken um, Land zu erwerben, doch scheiterten die Pläne an wirtschaftlichen Widerständen. Endlich, nachdem es mir gelang, in einer Kaffeepflanzung einen Assistentenposten und später in einem Sisalunternehmen einen selbständigen Leiter-Posten für längere Zeit zu bekommen, konnte ich daran denken, eigenen Grund und Boden zu erwerben.

Ich hatte mir schon lange ein Stück Land ausgesucht und konnte diesen schönen Flecken Erde nun endlich nach vielen De- visen- und sonstigen Schwierigkeiten erwerben. Dies Stück Land liegt 30 Meilen westlich von Moshi zwischen den Hängen des

Kilimandjaro und den östlichen Vorbergen des Meru, etwa in 1300 Meter Höhe. Der Bezirk, in dem die Pflanzung entstehen sollte, ist als „Der Sanya“ weithin bekannt. Vielleicht wohl gerade deshalb, weil in ihm auf relativ engstem Umkreise die meisten deutschen Pflanzungen und Farmen liegen. Hier ist der deutsche Siedler in der Ueberzahl, der mit seinem gemischten Betriebe ganz auf Selbstversorgung eingestellt ist und der in harter Arbeit dem Boden abzurufen versucht, was er zum Leben und zur Erhaltung seines Betriebes braucht. Denn viel mehr ist es ja nicht, was wir heute verlangen, wenn wir nach Ost-Afrika auswandern. Wir wollen und können keine großen Reichtümer sammeln; dazu beherrscht die Weltwirtschaftskrise auch den hiesigen Markt in zu ungünstiger Weise. Aber wir wollen wenigstens daran arbeiten, daß der von uns verwaltete Besitz in deutschem Sinne gehalten und der deutsche Charakter gewahrt wird. Das ist alles, was wir heute hier draußen tun können, es scheint nicht viel, ist aber doch alles umfassend, alles bedeutend!

Bei meiner Umstellung vom langjährigen Angestellten zum Besitzer und Bauer stellte ich zunächst fest, daß ich von den Grundsätzen der afrikanischen Landwirtschaft wenig Ahnung hatte. Durch freundliche Anleitung, durch manchen guten Rat der Nachbarn lernte ich die Grundlage der Feldbestellung, die sehr den heimischen in den Grundzügen ähnelt. Mit dem Eberhard-Einschaar-Pflug Nr. 17 und sechs Ochsen davor begann ich meine landwirtschaftliche Tätigkeit, nämlich den abgebrannten Busch in schnurgerade Ackerfurchen umzuwandeln. Wie oft habe ich da noch an Herrn Speck in Wizenhausen denken müssen, der uns die Anfangsgründe eines richtigen Pflügens in launiger Art beizubringen wußte. Er hätte wahrscheinlich die mühsam erhandelten Zugochsen aus Mbulu als höchst minderwertige und leistungsunfähige Kreaturen bezeichnet; denn mit der speckigen Rundung der kraftvollen „Speck-Gespanne“ konnte sich mein armseliges Gespann nicht messen. Immerhin sind durch sie die ersten der 200 ha unter den Pflug gekommen, es wurden mehr Ochsen, mehr Pflüge und mehr schwarze Helfer, die mit viel Geschrei die jungen und ungebärdigen Ochsen, die noch nie ein Joch getragen hatten, zu lenken suchten. Es dauerte nicht lange, und 20 ha. waren fertig und harreten der Ausfaat. Was baut man nun an? Das war die große Frage, der weniger die Passion für irgend eine Kultur, sondern lediglich eine kaufmännische Ueberlegung zugrunde lag. Die meisten Betriebe hier am „Sanya“ sind gemischte. Das heißt, vorherrschend sind die Kaffeebäume, dann kommen Mais, Bohnen, Roggen, Kartoffeln, Weizen u. a. m. dazu, außerdem Vieh. Milchvieh und Ochsen. Früher war der große Schrei — „Nur Kaffee!“ Da wurde auf jeden, der nur andeutete, es wäre doch praktisch, mal Mais anzubauen, leicht verächtlich herabsehen. Und es entwickelten sich in dem lavareichen Boden die Kaffeepflanzungen ganz ausgezeichnet, wenn man auch wohl wünschen könnte, daß

hie und da der Boden mehr Tiefgründigkeit besäße. Doch hält er die Feuchtigkeit mehr als irgend ein anderer Boden der nachbarlichen Gebiete und erfüllt damit eine Hauptbedingung, die den anderen an Kaffee reichen Gegenden oftmals versagt bleibt. Sollte ich nun auch, den guten Erfahrungen mit Kaffee hier am Sanya folgend, Kaffee bauen? Ein Ueberschlag des Betriebskapitals ergab rein rechenmäßig die Unmöglichkeit, drei bis vier Jahre bis zum Ertrage des Kaffeebaumes warten zu können, ohne irgend welche Verdienste und Einnahmen zu haben. Ich entschloß mich also für kurzfristige Kulturen, Mais und Bohnen, und hatte dabei bisher den Erfolg, die Früchte dieser Produkte schneller ernten zu können, als es mir mit Kaffee möglich gewesen wäre. Für eigenen und geringeren Bedarf ist dennoch die Anlage einer Kaffee-Anpflanzung geplant; im Großen würde sich das bei den heutigen Preisen nicht mehr lohnen. —

Ob es sich heute lohnt und was sich heute überhaupt noch lohnt, sind Kardinalfragen, die immer wieder aufs Tapet kommen und daheim auch angeregt werden. Vor allem die Frage, unter welchen Voraussetzungen kann man nach Ost-Afrika auswandern? Im allgemeinen möchte ich darauf antworten, daß es sich immer noch „lohnt“. Der Sinn unser Auswanderung nach Deutsch-Ost war doch wohl immerhin der, daß wir hier in einem Lande, das ehemals rein deutsch war und auch heute noch, trotz fremder Verwaltung, in vielen Zügen deutschen Charakter trägt, den Vorposten stellen, den wir in engster Verbindung mit der Heimat nur für Sie halten wollen! Die Wirtschaftskrise hat es mit sich gebracht, daß es uns hier draußen mit Unterschieden allgemein so geht, daß wir, gelinde gesagt, mit Schwierigkeiten zu kämpfen haben. Gut, wer diese Schwierigkeiten scheut, der sollte es gar nicht wagen, sich Kultur-Pionier zu nennen. Wer aber noch, sei es als Angestellter, sei es als Landeigentümer, arbeiten will, richtig feste und harte Arbeit leisten will, wer den deutschen echten Unternehmergeist hier im fremden Lande zum Blühen bringen will, der soll immerhin mit einem Vertrag oder einer Devisengenehmigung in der Tasche ausreisen; er wird immer bei allen Deutschen hier herzlich willkommen sein.